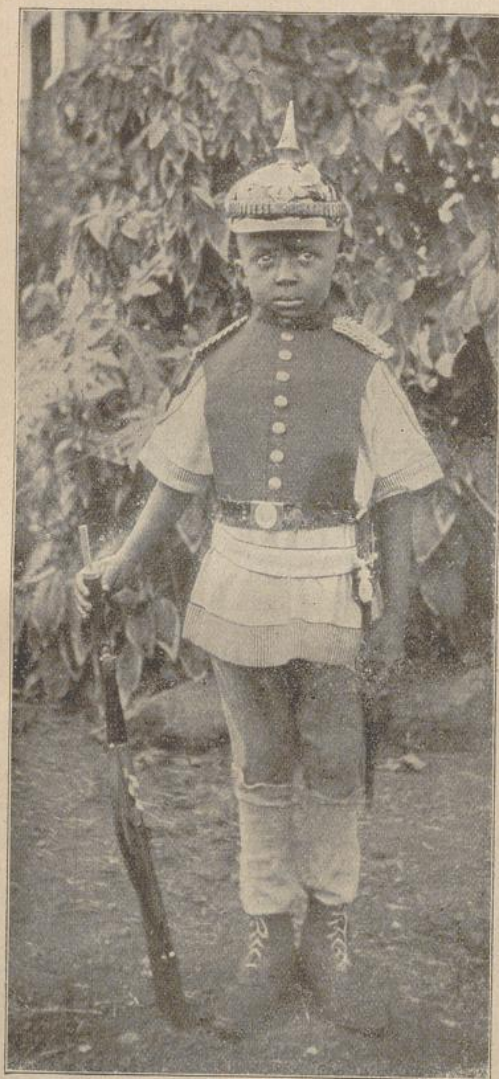


Besuche im Kaffernkraal.

rühren, um so seine Teilnahme zu bekunden. Ich selbst stimmte, um die Feier zu erhöhen, die verschiedenen Versikel und Orationen nach dem Zisterzienser Choral an und begann alles zu singen, während ich mich sonst mit der einfachen Rezitation begnügt hatte. Die Schwarzen waren Aug und Ohr, senkten den Sarg ins kühle Grab und warfen dann mit der bloßen Hand zu Hunderten Erde auf ihn herab. So ruht nun der alte



Das junge Afrika. Glühofel, Berlin 68.

Mfiti mitten auf dem christlichen Gottesacker und harret seine indische Hülle auf den Tag der seligen Auferstehung. R. I. P.

Besuche im Kaffernkraal.

Von Bruder Quirinus, R. M. M.

M. Ratich. — Unlängst, es war an einem Sonntag Nachmittags, kam ich auf einem Spaziergang zu einem mir wohlbekannten Kaffernkraal. Der Eigentümer, ein alter Heide, geht noch halbnacht einher, wäh-

rend seine Frau, eine Protestantin, samt ihren Kindern fast regelmäßig hieher zum Sonntagsgottesdienst in die katholische Kirche kommt.

Wie ich mich dem Kraale näherte, sehe ich mit Staunen, daß da eine große Schlächterei im Gange ist. Sechs frisch abgezogene Ziegenhäute lagen schon am Boden ausgespannt, und noch immer wurden neue Ziegen geschlachtet. Auf die Frage, was denn da los sei, sagte mir die Frau, ihr Mann habe im Kuli-Store (im Kramladen eines Indiers) Dip (eine scharfe, ätzende Flüssigkeit) gekauft und den Ziegen eingegeben, und nun seien die Tiere am Sterben.

Zur Aufklärung kurz folgendes: Wegen einer seit Jahren in Südafrika grassierenden Viehseuche, die namentlich durch Zedern verbreitet wird, indem sich so eine Zede an einem erkrankten Tiere vollsaugt und dann den Krankheitsstoff auf andere Tiere überträgt, besteht ein Gesetz, daß Ziegen, Schafe und Rinder während bestimmter Zeiträume gewaschen oder getaucht werden. Zu diesem Zwecke werden eigene Gruben hergestellt; sie sind in der Regel etwa 12 Meter lang, 2 Meter tief und 1,5 Meter breit, gut ausgemauert und zementiert. Diese Grube wird mit lauwarmem Wasser gefüllt, dem verschiedene Chemikalien, speziell Arsenik, Schmierseife und Petroleum, in genau abgemessenen Proportionen beigegeben werden. Die Grube selbst ist mit großen starken Holzschranken umgeben, damit es für die Tiere, die gewaltsam durch die vollen Gruben getrieben und dabei gehörig getaucht und abgewaschen werden, kein Entkommen gibt. Das Ganze bietet, zumal dem Neuling, ein höchst interessantes Schauspiel dar. Anfangs scheuen die Tiere das Wasser und wollen nicht hinein; am eigenfönnigsten und störrigsten zeigen sich dabei die Ochsen, die oft nur mit Mühe unter beständigem Zerrn, Schlagen und Stoßen in die Grube gebracht werden können. Die Kühe gehen leichter hinein; am willigsten aber sind die Kälber. Diese rennen mit herabhaftem Sprung ins Wasser, nur kehren sie in der Grube leicht um und wollen an derselben Stelle wieder heraus, von der sie gekommen sind, was ihnen aber unmöglich ist. Deshalb müssen immer zwei Männer mit langen Stöcken parat stehen, um sie glücklich durchzuleiten. Nicht selten springen diese jungen Tiere, ähnlich wie die Schafe, rasch einander nach, sodaß oft ein halbes Duzend zugleich in der Grube schwimmt, und die Eingangsbarriere für eine Weile geschlossen werden muß. Auf der Ausgangsseite, die in mehreren leicht zu ersteigenden Stufen ausläuft, befindet sich eine zweite Barriere. Hier sammeln sich die getauchten Tiere und bleiben einige Minuten stehen, bis das Wasser von ihnen abgelassen ist, dann werden sie auf die Weide getrieben. Diese Prozedur wird je nach den Umständen zwei bis dreimal im Monat vorgenommen; allzuoft darf man es nicht tun, den die beigegebenen Chemikalien sind giftig und könnten den Tieren auch schaden.

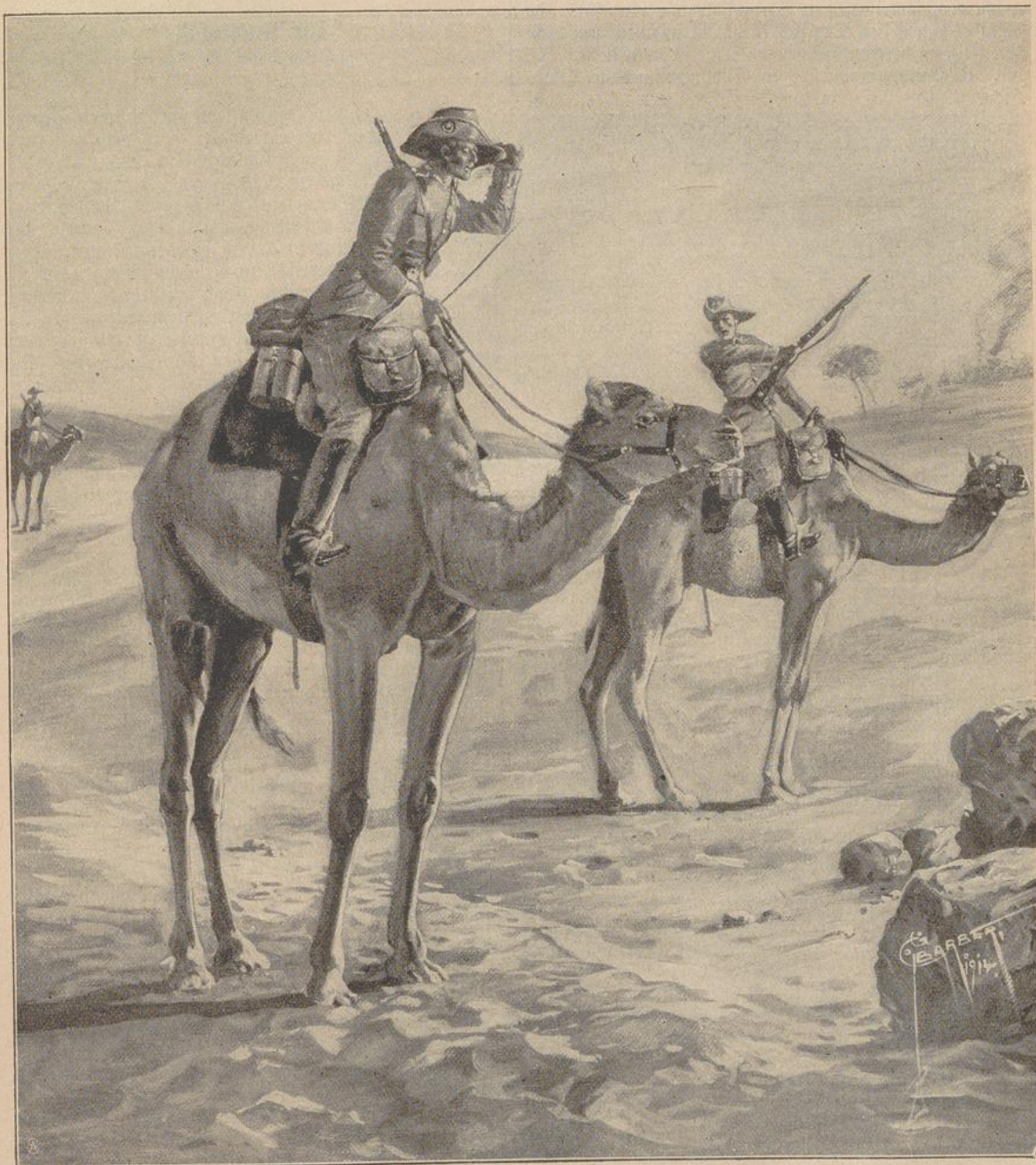
Letzteres erfuhr auch unser Kaffer, der als alter Schlaumeier die im Kramladen gekaufte ätzende Flüssigkeit nicht im Wasser verdünnte, seine Ziegen auch nicht wusch oder eintauchte, sondern ihnen die seltene „Arznei“ in n e r l i c h eingab, was nach seiner Ansicht viel sicherer und kräftiger wirken mußte. Nun hoffentlich ist er durch den Schaden klug geworden.

Als ich wieder nach Hause kam, fiel mir ein, die Kaffer könnten sich vielleicht durch den Genuß jenes Ziegenfleisches eine Vergiftung zuziehen und teilte diese meine Befürchtung auch dem Bruder Schaffner mit. Der

meinte, das Fleisch schade ihnen nichts, doch könnte es gefährlich werden, wenn die Leute schließlich in ihrer Gier auch die Eingeweide mitverzehren würden. Letzteres war nicht ausgeschlossen, denn der Kaffer geht, wenn er ein gefallenes Stück Vieh vor sich hat, mit großer Gründlichkeit zu Werke; in der Regel läßt er nichts übrig als die großen Knochen, und auch diese würde er noch verschlingen, wenn sie nicht gar so hart zu beißen wären.

Ich wollte die Leute doch warnen, und obschon es inzwischen dunkel geworden, machte ich mich mit Erlaubnis

des Hochw. P. Superior auf den Weg. Zur Vorriht hatte ich eine Laterne mitgenommen. Ich lief so schnell ich konnte; es ging durch mannshohes Gras, über Stock und Stein. Der Weg kam mir auffallend lang vor. Ich war doch so schnell gegangen, und jah mich nach einer guten halben Stunde noch immer nicht am Ziel. Da jah ich seitwärts von dem schmalen Fußpfad ein Feuerchen lodern. Siehe, dachte ich, die Leute sind schon am Ziegenbraten und ging geradewegs auf das Feuer zu. Da ich aber im Hintergrund eine mächtige Bergwand aufsteigen jah, kam mir die Geschichte doch wieder zweifelhaft vor. Den



Der Krieg in den Kolonien: Deutsche Kamelreiterpatrouille in Südwestafrika.
Nach einer Zeichnung von E. G. Barber.

Ullrich, Berlin 68.

Berg kannte ich wohl; oben auf der Höhe hatten im letzten Krieg die Buren große Verschanzungen und Schützengraben aufgeworfen und es hätte für die Engländer einen schlimmen Empfang abgeseht, wenn sie von dieser Seite her einen Angriff gewagt hätten. Mir aber ging jetzt außer dem Lichtein in der Laterne ein anderes Licht auf. Es war mir plötzlich klar, daß ich in meinem Eifer weit über das Ziel hinausgeschossen war. Ich hatte mich verlaufen und kehrte nun in weitem Bogen wieder zurück. Welch ein Weg, wenn man dieses Wirrsal von Gras und Steinen und Löchern überhaupt noch einen Weg nennen kann. Stellenweise lagen die mächtigen, scharfkantigen Steinblöcke wie hingefät. Da heißt es am hellen Tag sich in obacht nehmen, um nicht den Fuß zu brechen, geschweige denn in der Nacht. Ich bin als Handwerksbursche in Südamerika vom Atlantischen Ozean bis zum Großen Ozean gewandert, habe aber selbst in den Cordilleren keinen so halbschneiderischen Weg gefunden. Wir können hier in Matschitz wie auf manch' anderer Station ohne Lüge sagen, wir seien „steinreich“.

So torfelte ich mit meiner Laterne über Stock und Stein dahin, ich sah keine Hütte, kein Haus und wußte zuletzt gar nicht mehr, wo ich denn eigentlich war. In der Not betete ich ein Vater unser für die armen Seelen, denn meiner Erfahrung gemäß sind das immer die schnellsten und sichersten Helfer. Es dauerte nicht lang, da fand ich einen Baum und daneben einen kleinen Schweinestall, der übrigens nur aus einer kleinen runden Mauer ohne Dach bestand. Jetzt kannte ich mich wieder aus; der gesuchte Kraal lag gar nicht weit davon. Bald war ich dort. In einer Hütte saßen zwei erwachsene Söhne des Kraalbesizers, die große Augen machten, als ich am späten Abend so unerwartet eintrat. Ich sagte ihnen, weshalb ich käme, sie konnten mir aber die tröstliche Versicherung geben, die Eingeweide seien unberührt geblieben, man habe sie im Gegenteil sofort vergraben. Das war mir lieb, und so konnte ich beruhigt den Heimweg antreten; auch reute es mich keineswegs, den weiten Weg gemacht zu haben. Nach zweistündigem Nachtwandeln war ich wieder zu Haus und schlief bald darauf den Schlaf des Gerechten.

Am folgenden Sonntag ging ich abermals dorthin; ich wollte doch sehen, wo ich denn eigentlich in jener Nacht umeinandergeirrt war. Diesmal sah ich bei dem mehrerwähnten Kraale eine Menge schwarzen Volkes versammelt. Einige schlugen mit langen Stöcken auf den Boden, und ich konnte mir nicht erklären, was denn da los sei.

Wie ich näher kam, sah ich, daß sie am Dreschen waren. In Ermangelung von Flegeln benützten sie starke, etwa zwei Meter lange Knotenstöcke. Uebrigens droschen nur etwa 15 Mann; die übrigen saßen am Boden, schauten zu und tranken fleißig Bier. Nach einer Weile wurden die Rollen vertauscht; die Drescher setzten sich nun zum Bier, und 15 andere Männer und Burschen übernahmen die Arbeit. Sie schlugen im Takte kräftig auf das Getreide los und machten zeitweilig die tollsten Sprünge, wobei sie mit einem Fuß (nie mit der Hand) die Mehren und Garben umdrehten. Einige von ihnen waren ordentlich bekleidet, andere trugen Hemd und Rock, manche bloß ein farbiges Hemd. Es waren keine Katholiken dabei, nur Heiden und Protestanten.

Der Kraalbesitzer hatte da wieder den alten Schläumeier gespielt. Er hatte ein Biergelage veranstaltet und

die Gäste mußten ihm für den Freitrunf das Getreide ausdreschen.

Ich machte die Leute darauf aufmerksam, daß heute Sonntag sei, und fragte sie, weshalb sie sich unterständen, am Tage des Herrn zu arbeiten. Die prompte Antwort war: „Das ist keine Arbeit, sondern ein reines Vergnügen, denn wir können dabei umsonst trinken, so viel wir nur wollen. Aber ohne Bier, mit hungrigem Magen schwitzen und schaffen, das ist eine Arbeit; die hassen wir und verrichten wir bloß notgedrungen an Werktagen.“

Die Nachtigall.

Nach Christoph von Schmid.

1.

Vor etwa hundert Jahren lebte im südlichen Deutschland die Gräfin von Sternfeld. Sie war mit ihren drei Kindern, einem Jüngling von etwa 16 Jahren und zwei jüngeren Mädchen in der Hauptstadt gewesen und kehrte nun wieder nach ihrem Landgute zurück. Von einer Eisenbahn wußte man damals noch nichts, und so benutzten sie ein eigenes Gefährt.

Der Postillon verirrt sich in einem Walde, und um das Unglück voll zu machen, brach auf dem rauhen Wege ein Rad. Die allgemeine Verlegenheit war groß. Die Gräfin fürchtete, im Walde übernachten zu müssen, denn die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu. Der Postillon witterte über den schlechten Weg, kratzte sich hinter den Ohren und wußte sich nicht zu helfen.

Da kam ein Hirtenknabe herbeigerannt und rief: „Da ist leicht geholfen. So viel ich sehe, läßt sich das Rad ohne viel Mühe wieder ausbessern. Im nächsten Dorfe an der Landstraße, nicht gar weit von hier, wohnt ein vortrefflicher Wagner, der Waldweg, auf den der Postillon geriet, führt gerade dorthin. Und dort liegt eine Stange, mit der kann man vorläufig die Rutsche stützen und weiter schleifen. Die Herrschaften selbst will ich, wenn es ihnen gefällig ist, auf einem bequemen Fußweg führen, der nicht nur eine halbe Stunde näher, sondern auch überaus schön und einladend ist.“

Die Gräfin äußerte zunächst einige Bedenken, ob man die Stange auch nehmen dürfe. „Gewiß“, entgegnete der Knabe, „all das Holz rings herum gehört dem Wagner und es kann ihm daher nur lieb sein, wenn Ihr ihm die Stange gleich ins Haus schafft.“ Dabei half er schon dem Postillon, sie mit ebensoviel Gewandtheit wie Geschick mittels einiger Stricke an der Rutsche zu befestigen. Während nun die Rutsche auf dem holperigen Wege langsam weiterging, schlug der Knabe mit der gräflichen Familie den genannten Fußpfad ein, der sich zwischen grünenden Erlen und blühendem Sagedorn längs eines murmelnden Bächleins dahinzog.

Da fing plötzlich eine Nachtigall zu schlagen an. Die Gräfin setzte sich mit den beiden Fräulein auf den Stamm einer gefällten Buche, während sich der junge Graf an eine nahe Birke anlehnte. Alles war still. Nur der Abendwind flüsterte leise in den Blättern der Bäume, und das Bächlein rauschte und plätscherte nebenan. Mit hohem Entzücken lauschten alle zusammen auf den herrlichen Gesang des munteren Vögeleins.

„Hundert Gulden gäbe ich darum“, sagte die Gräfin nach einer Weile, „wenn ich den Vogel in unsern Gartenanlagen hätte! Ich habe zwar in der Stadt schon manche Nachtigall singen hören, allein hier im Freien, in Gottes stiller Natur, klingt das unvergleichlich schön.“